

Ilona Scheidle

(Kirchen)Geschichte »belesben«

dedicated to inken giza

DER AUFSATZ fasst die Arbeitsgruppe »Kirchen-Lesbengeschichte – Praxisworkshop Geschichte bele(s)ben« zusammen, die während des Queerkongresses »Sanctorum Communio« am 16. November 2002 in Berlin stattfand. Mit verschiedenen Materialien und Quellen, per Vortrag und Spiel setzte sich die Arbeitsgruppe an lokalhistorischen Beispielen mit dem Tagungsthema auseinander und führte zur Inszenierung eines fiktiven Dialoges ungehaltener Reden ungehaltener Lesbengeschichte beim abendlichen Fest. Effekt der AG war also eine durchaus lebendige Praxis von Geschichtproduktion durch Lesben und ein Mehr an Deutungspräsenz Einzelner der Gemeinschaft der Heiligen.

Liebe unter Frauen – präexistent und absent

Wer kennt das Bild nicht: Zwei Frauen begrüßen einander, und sie sind in herzlicher und freudiger Umarmung ineinander versunken. Der kurze Moment der Innigkeit zwischen den beiden Frauen ist farblich vom rot und blau ihrer Mäntel geprägt, wobei der tücherne Faltenwurf die körperlichen Wölbungen umhüllt, die das keimende Leben im Leibe der Weiber hervordrückt. Die emotionale und physische Bewegung der Schwangeren fließt hin zur »Leibesbewegung«, denn »als Elisabeth den Gruß der Maria hörte, da hüpfte das Kind in ihrem Leibe« (Lk 1,41).

Das Motiv der »Heimsuchung«, die Begegnung der beiden schwangeren Frauen Maria und Elisabeth, ist seit dem 5. Jahrhundert fester Bestandteil der christlichen Bildsprache und wirkt ab dem 13./14. Jahrhundert als eigenständiges Bildthema bis in die Gegenwart hinein. Es ist die Option einer im christlichen Kontext positiv bewerteten Darstellung von Frauenfreundschaften, welche die »visitatio mariae« mit zeitloser Attraktivität belegt. Die Begegnung der beiden Frauen, dargestellt als Moment von »zugewandter«

Innigkeit und Zärtlichkeit zwischen den Frauen, wird zur Allegorie von Liebe zwischen Frauen.

Liebe unter Frauen hat es zu allen Zeiten gegeben – sie ist quasi präexistent. Leider sind historisch valide Zeugnisse solcher Liebe große Kleinode in allen Sparten der Historiographie. Nun legt das Forschen nach Lebensform und Mentalität gleichgeschlechtlicher Liebe im Geschichtslauf zunehmend Ergebnisse vor; im Verhältnis zur Universalgeschichte bleiben diese allerdings marginal. Die Folge ist ein substanzieller Geschichtsverlust – wenn von einer transhistorischen Präsenz lesbisch/gleichgeschlechtlich liebender Existenz ausgegangen wird. Darüber hinaus verhindert ein Mangel an Quellen das Bilden von Traditionen, das allerdings Voraussetzung für ein Eingehen und Reproduzieren im kulturellen Gedächtnis einer Gesellschaft darstellt. Diese konträren Bewegungen – einerseits das Einschreiben in die *Historia Humana*, sowie andererseits das Verlieren durch »Nicht-Tradieren« – haben Konsequenzen: Ein Verlust an Tradition schließt stets ein Mindern an Repräsentation und Partizipation von Menschen in der Gesellschaft und in deren symbolischen Ordnung ein. Reduzierte Traditionsbildung und Historiographie schmälert die historische Deutungspotenz und ihre gesellschaftliche Funktion von Sinnstiftung.

Und die Gemeinschaft der Heiligen? Ob sich im Kosmos der Heiligen, unter den Märtyrern und Märtyrerinnen, etwa Lesben, Schwule et al. befinden oder welche Attribute die »Heilige Labrystheia« auszeichnet, möchte ich als offene Fragen weitergeben. Nachspüren will ich vielmehr den wechselseitigen Bezügen zwischen *Communio Sanctorum* und lesbischer Existenz in der Geschichte.

Als Historikerin ist mir das Tuchmansche »in Geschichte denken« zur *Maxime* geworden. Um so befremdlicher ist es dann von lesbischer Geschichtslosigkeit oder grundsätzlichem Desinteresse zu hören (denn Geschichte biete nichts für die lesbische Existenz heute). Mir stellt sich die Frage, welche Wirkmacht die An- und Abwesenheit lesbischer Existenz in der Geschichte und in der symbolischen Ordnung entwickelt. Kann diese Dynamik von Ab- und Anwesenheit in Korrelation zum gesellschaftlichen Partizipationsmangel und präsentierten Geschichtsbewusstsein gesetzt werden?

Deutlich wurde bereits, dass ich das System von der »Gemeinschaft der Heiligen« als Element der symbolischen Ordnung lese, die zunächst von der Abwesenheit lesbischer/gleichgeschlechtlich liebender Existenz in der Geschichte geprägt ist. Nun enthält der deutsche Begriff des »Heiligen« die Dimension des »heil seins«, im Sinne von Ganzheit und Vollkommenseins. Vollkommenheit in der Ordnung und historische Abwesenheit von derselben verhalten sich diametral entgegengesetzt zueinander. Außerdem umschließt die »*Communio Sanctorum*«, die nach protestantischem Basiswissens (Konfirmationsunterricht) bekanntlich von den Getauften gebildet, weil diese durch die Gnade der Taufe bereits am Leib Christi partizipieren, gleichge-

schlechtlich liebende Existenz, da Lesben, Schwule et al. getauft sind. Als pars pro toto sind sie dem Ganzen der »community« bereits teilhaftig – aber nicht in deren Repräsentation. Ein Widerspruch, der zu Suchbewegungen nach lesbischer Existenz in der Geschichte führt. Die gefundene Wissensproduktion intendiert Geschichtsbewusstsein zu fördern und eine aktive Teilhabe am Gestern – Heute und Morgen zu ermöglichen, um die Abwesenheit des Weiblichen/des Gleichgeschlechtlichen in der symbolischen Ordnung zu verabschieden.

Lesbische Existenz im Geschichtsverlauf sichtbar machen

Lesbische Existenz in der Geschichte sichtbar zu machen stellt die Frage, was Homosexualität, lesbische Existenz oder Frauenliebe heißt. Schließlich definierte die junge Sexualwissenschaft des 19. Jahrhunderts die Begrifflichkeit der Homosexuellen als exklusiv sexuelles Begehren unter gleichgeschlechtlich liebenden Menschen im Sinne einer Abweichung von der heterosexuellen Normalität. Dem Definitionsprozess der Sexualwissenschaft kommt daher die Qualität einer menschlichen Neuschöpfung zu. Zweigeteilt in die Ordnung von Norm und deren Abweichung(en), wurde die komplexe und differenzierte Geschichte weib-weiblicher Beziehungen nun auf eine ausschließlich sexuelle Ebene reduziert. Wissenschaftler wie Westphal und Krafft-Ebing erklärten, dass frauenliebende Frauen die emotionale und sexuelle Identität eines Mannes erstrebten. Für sie war es nicht denkbar, dass Frauen Frauen als Frauen liebten. Ihr Theoriegebäude der sogenannten »Konträrsexualität« beschrieb »das Phänomen der Verkehrung der Geschlechtsempfindung« damit, dass »solche« Frauen eigentlich Männer wären«, wodurch die Existenz von Frauenliebe generell verneint worden war.

Doch es gibt sie, die Freundinnen und ihre Geschichte, nebst Quellen, die von ihren diversen Gefühlen zueinander quer durch die Geschichte zeugen, die in vielen Formen ihre Bezogenheit als Ausdruck von Liebe zueinander in Worte oder Handlungen füreinander fassten.

Adrienne Rich begreift »lesbische Existenz« »als Erotik nach weiblichen Maßstäben«, als »allgegenwärtige Energie, die sich im ›Teilen, Mitteilen von Freude – körperlicher, emotionaler oder psychischer Freude‹ und in gemeinsamer Arbeit ausdrückt; als machtverleihende Freude, die uns ›weniger willens (macht), Ohnmacht [...] zu akzeptieren.« Für meine lokalhistorischen Forschungen nahm ich Rich beim Wort, die appelliert, lesbische Existenz »als Realität, als Quelle von Wissen und Macht [...] anzuerkennen«.

Nach dem Slogan von Geschichtswerkstätten, dem »Grabe wo Du stehst«, suchte ich wo ich stand – in Heidelberg – nach Zeugnissen lesbischer Existenz in der Geschichte und wurde fündig. Zwar ist die alte Universitätsstadt keine Metropole des »lesbian out and proud« und kann ebensowenig einen lesbischen Stadtführer wie »Lila Nächte« für die 20er Jahre vorlegen. Den-

noch kann exemplarisch vermittelt werden, wie historisches Wissen, das lesbische Existenz in der Historie sichtbar werden lässt, produziert werden kann, was Geschichte belesben in der Praxis meint.

»Belesben« ist eine Wortschöpfung, die auf die Sprachphilosophie der amerikanischen Theologin Mary Daly zurückführt, die das größtmögliche Aktivum für den Ausdruck weiblicher Existenz und Handlungsmöglichkeiten sprachlich zu nutzen fordert. Nicht »to be« sprachlich zu fassen, sondern als »be-ing«, als »seiendes Sein«.

**»Ich sehe was, was Du nicht siehst« –
ein hermeneutisch suchender Blick auf Geschichte**

Baumaßnahmen für eine Tiefgarage am Kornmarkt legten 1986 mittelalterliche Mauerreste frei. Ein Zufallsfund. Stadtarchäologische Grabungen folgten und sicherten auch einen Spitalfriedhof, der vom ausgehenden 13. bis zum ersten Drittel des 15. Jahrhunderts genutzt worden war. Insgesamt konnten ca. 270 Bestattungen von geschätzten 700 bis 900 Grabstellen erfasst werden.

Aus diesem Material zeigte ein Einzelgrab aus dem 14. Jahrhundert deviante Befunde, die im Grabungsbericht folgenderweise festgehalten wurden: »Unter den üblichen Einzelgräbern fällt Grablege 45 auf. Hier ruhen zwei Skelette in einem Sarg. Es liegt jedoch keine Doppelbestattung im eigentlichen Sinne vor, bei der die Verstorbenen gleichzeitig ins Grab gebettet wurden. Vielmehr begrub man die oben liegende Leiche in einem schon vorhandenen Grab, [...] die zweite Beerdigung [fand] in einem gewissen, jedoch nicht allzu großen zeitlichen Abstand zur ersten statt [...]. Nachbestattungen später verstorbener Ehegatten in das Grab des vorangegangenen Partners sind bekannt. Bei den beiden Skeletten aus Grab 45 handelt es sich jedoch um zwei zum Zeitpunkt ihres Todes etwa 30jährige Frauen.« Der untypische Befund gibt zu denken; der offizielle Grabungsbericht schließt folgendermaßen: »Die abschließende anthropologische Untersuchung mag klären helfen, welcher Art die wahrscheinlich verwandtschaftliche Beziehung (Geschwister, Zwillinge?) der beiden Frauen war.«

A priori einer faktischen Überprüfung anhand der Gebeine, legt dieses Ergebnis die Beziehung der beiden verstorbenen Frauen aus Grablege 45 auf enge verwandtschaftliche, genauer auf blutsverwandte Bezüge fest. Es stellt sich die Frage, ob das Grabungsteam keine anderen Beziehungen zwischen den beiden Frauen sehen konnte oder wollte?

Selbstverständlich verhindert das historische Handwerkszeug, die weibliche Grablege als Lesbengrab zu interpretieren. Lesbe ist eine Sprachschöpfung der Neuen Frauenbewegung und drückt ab den 1970er Jahren des 20. Jahrhunderts die Abkehr von der sexualwissenschaftlich definierten Lesbierin hin zur selbstbestimmten Frau aus. Moderne Begrifflichkeit auf mit-

telalterliche Phänomene zu übertragen, wäre ahistorisch. Fehlende Schriftquellen erschweren die historische Auslegung außerdem. Allerdings wirkt die oben genannte öffentlich legitimierte Interpretation für die Geschichtswissenschaft im Ergebnis reduzierend. Schließlich werden hier menschliche Beziehungen aus heterozentristischer Weltsicht allein innerhalb von heterosexuell konstituierten Familiengefügen angesiedelt. Die Kategorie Zwangsheterosexualität nutzbar zu machen hieße in diesem Falle, lesbische Existenz als Interpretationsoption zu erwägen und nicht kategorisch zu eliminieren.

Einfluss vom Sehepunkt/Hermeneutik des Verdachtes

Caroline Rudolfi war Schriftstellerin und Pädagogin. Sie kam 1803 nach Heidelberg und gründete das erste private Mädchenpensionat. Als sie 1811 verstarb, hinterließ sie neben Gedichten und pädagogischen Abhandlungen auch autobiographische Aufzeichnungen aus dem Jahre 1805. Darin beschreibt sie ihre Jugendfreundschaften folgenderweise: »Unter den Hausgenossen war eine ältere Tochter, die sehr bald Carolinens innige Freundin wurde. Wenn es Engel unter den Menschen gibt, die eine zeitlang mit ihnen in ihrer Gestalt herumwandeln, so war dies einer. – O Julie! reiner frommer Engel, warum musstest Du so früh von uns scheiden? – Ihre schöne Seele glänzte strahlend aus den frömmsten Augen uns an, und dennoch war das Himmelsangesicht noch schöner, wenn Julie schlief. (...) Mit dieser Julie lebte Caroline in der heitersten Eintracht und ward grenzenlos geliebt.« Über weitere Freundinnen führt sie später aus: »Noch zwei andere Freundinnen traten diesem Bunde bei, Minna und Dorothea S. – Dorothea von den Blättern misshandelt aber von hohem Wuchs und männlicher Seele, Minna schön, zart und behend wie eine Huldgöttin. Der Bund dieser vier weiblichen Seelen war vielleicht einer der schönsten, der unter Weibern bestehen mag.«

Diese Quelle kann als typischer Beleg für das Phänomen der sogenannten »romantic friendships« herangezogen werden und als Ausdruck bürgerlicher Frauen des 19. Jahrhunderts gelesen werden, die in der Freundin ihre »Zwillingsseele« suchten, um mit ihr das Verlangen der Seele nach Ganzheit leben zu können. Gemeinsam strebten die Freundinnen nach vollständiger Vereinigung und gegenseitiger Vervollkommnung.

Prämisse für diese Lesart des historischen Zeugnisses ist, dass dem »Sehepunkt« der ForscherIn die historische Realität von lesbischer Existenz integriert ist. Oder nach Schüssler-Fiorenzas, dass die »Hermeneutik des Verdachtes«, den suchenden Blick fündig werden lässt. Basierend auf solcher Weltdeutung ist es möglich, weitergehende Fragen zu thematisieren und differenziertere Betrachtungen anzuschließen. Unter Berücksichtigung der historischen Kardinalfragen wer, wo, wann und warum können die beschriebenen Freundinnen dann mit spezifischeren Fragen beleuchtet werden.

Andere Ergebnisse bezüglich des Rudolphinischen Quellenkonvoluts werden dann vorgelegt, wenn lesbische Existenz als blinder Fleck des Sehepunktes auftritt, oder wenn sie um die historische Dimension reduziert wird, also allein der Zeitgeschichte zugeordnet wird. Kategorische Exklusivität heterozentristischer Weltansicht wird von HistorikerInnen reproduziert, deren Wissensproduktion und Quellenanalyse im Rahmen konventioneller Wissensstandards entstehen. In diesem Falle werden präzise Ergebnisse vorgelegt: nämlich keine. Zeugnisse von lesbischer Existenz werden »übersehen«, wodurch inhaltliche Arbeit und differenzierende Nachforschungen der historischen Substanz verhindert werden.

Themen lesbischer Existenz

Um 1950 wurden Gräfin Maria von Graimberg-Belleau (1879-1965) und Theodora Aberle (1887-1963) in privater Runde an dem Ort fotografiert, der ihr gemeinsamer Lebensmittelpunkt war, die Katholische Soziale Frauenschule in Heidelberg, die Maria von Graimberg 1911 mit eigenem Kapital gegründet hatte. Vorausgegangen war ihre Entscheidung gegen eine standesgemäße Heirat mit Prinz Rangis von Siam und ihre Entscheidung für ihr Engagement, eine konfessionelle Frauenschule nach dem Muster ihrer Lehrerin Alice Salomon und der katholischen Frauenbewegung um Ellen Ahmann zu gründen.

Eine der ersten Schülerinnen an der neu gegründeten Bildungseinrichtung war Theodora Aberle. Sie wurde später Schulsekretärin, verließ Heidelberg und zog nach Köln, um dort das Studium der Nationalökonomie an der Universität zu absolvieren. Danach kehrte sie an die Katholische Soziale Frauenschule als Dozentin zurück. Bis zu ihrer Pensionierung im Jahre 1954 war Aberle neben der Schulgründerin von Graimberg hauptamtliche Lehrkraft und »Hauptstütze« der Schule. Die Freundinnen trugen gemeinsam das Schicksal der Einrichtung: Während der Inflations- und Kriegszeiten verzichteten sie auf ihren Lohn. In der NS-Zeit verweigerten sie die Gleichschaltung, verhalfen Jüdinnen und Juden zur Flucht. Eine Vorladung vom Reichsinnenministerium vom 9. März 1944 mit dem Vorwurf, »berüchtigte« Pfarrhelferinnen auszubilden, war an beide Frauen adressiert. Um die Institution nach dem Krieg zu konsolidieren, wurde sowohl das Anwesen als auch die Bildungsinstitution 1950 dem Caritasverband überschrieben und neu geordnet. Maria von Graimberg legte die Schulleitung nieder, erhielt eine Leibrente und Wohnrecht. Die nachträglich gewünschte Ausweitung des Wohnrechts auf Theodora Aberle lehnte der Caritasverband offiziell ab, de facto duldete er allerdings, dass sie dort bis zu ihrem Tode lebte. Und auch über den Tod hinaus wünschten die Frauen ihre Gemeinschaft zu manifestieren: Maria von Graimberg sorgte sich in ihrem letzten Willen vom Dezember 1963 um das gemeinsame Heil, indem sie verfügte, dass »Hl. Messen [...] für Fr. Thea Aberle und mich gemeinsam« gelesen werden sollten. Begraben sind beide

auf dem Heidelberger Bergfriedhof im Graimbergischen Familiengrab, dessen Inschrift Theodora Aberle als »Schwesterliche Freundin« von Maria von Graimberg ausweist.

Diese langjährige Frauenfreundschaft zwischen von Graimberg und Aberle impliziert verschiedene Themen lesbischer Existenz in der Geschichte. Das Verhältnis von Schülerinnen und Lehrerinnen thematisiert ihre eigene Begegnung und lässt nach dem Modell der geistigen Freundschaft fragen, ebenso nach der Geschichte von Heiratsverweigerinnen und den gesellschaftlich organisierten Platz für den ledigen Stand überhaupt. Als Freundinnen eröffneten sie ihren weiblichen Zöglingen durch die Lehranstalt neue Zugänge für qualifizierte und würdige Berufe für den ledigen Stand. Gleichzeitig war die Frauenschule ein Ort, an dem eine Frauengemeinschaft gelebt werden konnte, in der die katholische Konfession Orientierung, aber keine Weisung gab. Bekannt ist das Phänomen, dass homosoziale Orte ein homophiles Leben begünstigen. Es liegt nahe, die beiden Frauen als Vertreterinnen des von Karin Lützen entwickelten Typus der »Übergangsfrauen« anzusehen; jene Frauen also, die sich in der gemeinsamen Arbeit für die Emanzipation ihres Geschlechts engagierten und gemeinsam an einer moralischen Reform der Gesellschaft arbeiteten. Dies in jener Zeit, als die junge medizinische Disziplin der Sexualwissenschaften Homosexualität und die Lesbierin konstruierten und pathologisierten.

Generell können Themen lesbischer Existenz in der Geschichte schwerlich in einem Katalog erfasst werden, denn Kataloge sind stets unvollständig. Das Beispiel veranschaulichte, welch facettenreiches Wissen über lesbische Existenz tradiert werden kann und legt nahe, eine Positionsänderung vorzunehmen. Nicht »Welche Themen erfassen lesbische Existenz?« gilt es zu erforschen, sondern »Wo nicht?«. Es geht grundsätzlich darum, die Perspektive zu wechseln. Dies meint in unserem Kontext, dass bei Forschungen davon auszugehen ist, Fragen rund um den Themenbereich »Lebensformen« als integralen Bestandteil der Kategorie Geschlecht zu behandeln. Sie also als Querschnittsthema in der Geschichtswissenschaft einzuklassifizieren und eben gerade nicht als Spezial- oder Sonderbereich abzusegregieren. Wo können Bereiche erhoben werden, welche die lesbische Existenz nicht betreffen – wenn durch Bauarbeiten für eine Tiefgarage zufälligerweise Funde gesichert werden, die die heterozentristischen Denk- und Deutungsstrukturen in Frage stellen?

Praxis: Stadtrundgänge zur Lesbengeschichte

Zwei Führungen zur Stadtgeschichte behandeln explizit lesbische Existenz in Heidelberg. Frauenfreundschaften in Heidelberg. LE(S)BEN IN DER STADT thematisiert und problematisiert sie in der gesamten 800-jährigen Stadtgeschichte. Der erste Heidelberger Lesbengeschichtslauf beleuchtet Zeugnisse der autonomen Lesbenbewegung der vergangenen drei Jahrzehnte. Darüber

hinaus wandelt das Führungskonzept des Lesbengeschichtslaufes die Geschichtsvermittlung durch eine Expertin hin zur Möglichkeit von aktiver Geschichtsrezeption und -produktion durch die Teilnehmerinnen. Die Führung schließt nämlich mit einer Einladung zum Spiel, dem Lesbengeschichtslauf. Eine Mischung aus Quiz, New Games und anderen Überraschungen aktiviert die Teilnehmerinnen, die vorgetragene Geschichte individuell und in Gruppen mit dem eigenen Erfahrungs- und Wissenshorizont zu überprüfen und zu verknüpfen. Auf spielerische Weise wird so die zirkulierende Welt von Theorieaneignung, historischer Forschung und die Übersetzung von Theorie in vermittelte Praxis und reflektierter Theoriebildung transparent. Gleichsam kann Geschichtskonsumtion in Geschichtskompetenz gewandelt und zur Denkbewegung werden, die zu eigener Sinn- und Weltdeutung führen kann.

Frei nach dem Satz Monique Wittigs »Mach' eine Anstrengung, um dich zu erinnern. Oder, notfalls [sic], erfinde« behandelt die Inszenierung »Jetta und die Kugel« das Thema der Sichtbarkeit lesbischer Existenz und deren Quellenverlust für die Heidelberger Schlossgeschichte fiktiv. Jetta vom Jettenbühl, bislang ungesehene Herrin der romantischen Burganlage, suchte sich eine geeignete Touristinnengruppe aus, um als Geschichtenerzählerin wortwörtlich in Erscheinung zu treten. Sie berichtet von ihrer Liebesgeschichte mit Elisabeth der Engländerin, ihrer Flucht und Verfolgungsgeschichte. Die spontane Inszenierung zeigte, dass ein spielerisches Angebot Geschichtsaneignung eröffnen kann.

»belesben« als Empowerment

Die Beispiele stellen eine Auswahl dar, die verdeutlichen, dass lesbische Existenz historisierbar ist. Gleichwohl zeigen sie Möglichkeiten auf, wie man sich von Heterozentrismus und Geschlechterpolarismus, also von einer Konstellation binärer Opposition verabschieden kann.

Geschichte belesben ist ein aktiver Akt, der die forschende Person herausfordert — bei der Recherche, während der Quelleninterpretation und beim Selbstverständnis als Historikerin und Historiker, als Rezipientin und Rezipient. Der Ansatz beabsichtigt keinen »lesbischen Imperialismus« und keine neue Bindestrichgeschichte, als Addition von Lesben zur Frauen- und Geschlechtergeschichte. Vielmehr zeigte sich, dass Geschlecht eine multi-relationale Kategorie darstellt und sich lesbische Existenz in genau diesem vieldimensionalen Geflecht ansiedelt.

Als Methode eröffnet Geschichte belesben eine kritische Revision gängiger Sichtweisen. Sie ist dynamisch, prozessual und interaktiv. Sie fordert heraus und lohnt mit dem Wissen, dem mehr Wissen um die Vielfalt menschlicher Zeugnisse in der Geschichte. Den Ausführungen war zu entnehmen,

dass Geschichte mit Ontologie, mit symbolischer Ordnung und der Gemeinschaft der Heiligen verbunden ist.

Zum Schluss will ich noch den Begriff von »Empowerment« einführen. Er entwickelte sich aus den sozialen Bewegungen der 60er und 70er Jahre, fand Eingang in den entwicklungspolitischen Sprachgebrauch und wird heute auch im Management (human resources) beachtet. Wörtlich übersetzt meint er Selbstbefähigung, Ermächtigung und fordert Zugewinn an Gestaltungs- und Entscheidungsmacht benachteiligter Gruppen. Ausgehend von der Erkenntnis der eigenen Diskriminierung zielt das Empowerment-Konzept auf gesellschaftliche Veränderung durch ein Kombinieren von Verweigerungshaltung und selbst entwickelten Alternativangeboten. Das Konzept ist prozessual angelegt und erfordert das Erkennen von Abhängigkeiten und Interdependenzen (kognitives Element), die Entwicklung von Selbstbewusstsein (psychologisches Element) und das Wissen um die Bedeutung von Zugang zu Arbeit als Zugang zu ökonomischer Unabhängigkeit (ökonomisches Konzept).

Die geschilderten Formen einer durchaus experimentellen Aneignung lesbischer Existenz in der Geschichte, »Geschichte belesben« im Allgemeinen, stellen m.E. eine konkrete Form von Empowerment dar: Eine Bemächtigung von Geschichte und ein Einfordern lesbischer Repräsentation in der symbolischen Ordnung. Das aktive Verhindern von Geschichtsverlust ermöglicht historische Formen gleichgeschlechtlicher Liebe als »gute Gabe Gottes« in den symbolischen Bezugsraum einzuschreiben. »Damit sexuelle Beziehungen heilig sind, müssen sie Frucht tragen im Sinne der Gastfreundschaft, die Fremde willkommen heißt, und wie Kathy Rudy bemerkt, ›gestatte dies uns über die Spaltung ›öffentlich‹ – ›privat‹ hinaus in eine Umgebung hinein zu denken, die dem Reich Gottes entgegenstrebt.« Dieses Diktum um die historische und traditionsbildende Dimension zu erweitern, war Intention der Ausführungen.

Ilona Scheidle, M.A. Historikerin, Studium der Kunstgeschichte und Theologie (NF) und Geschichte (HF), Mitarbeiterin von Miss Marples Schwestern, Netzwerk zur Frauengeschichte vor Ort: Stadtführungen und Ausstellungen sowie Forschungen zur Frauen- und Geschlechtergeschichte in Heidelberg und Südwestdeutschland. Promotion zur Großherzogin Luise von Baden (1838-1923), Mitfrau von Labrystheia, Netzwerk lesbischer Theologinnen in und nach der Ausbildung, Lesbenring e. V. Korrespondenzadresse: ilonascheidle@web.de.